

PASCAL SCHUMACHER

Der Can Banger Mit dem Vibrafon ist es wie mit dem katholischen Glauben: Es gibt nur die eine Meinung. Wer es nicht mit Lionel Hampton oder Gary Burton hält, der sollte seine Schlegel am besten gleich einpacken und Jazzkritiker werden. Pascal Schumacher indes bleibt weiter stramm auf Kurs und definiert, allen Widerständen zum Trotz, die Parameter seines Instrumentes neu. Dazu braucht es eine Menge Mut und einen klaren Blick über den Tellerrand hinaus. Text **Reinhard Köchl** Foto **Boris Breuer**



Sind Luxemburger die besseren Deutschen? Bei Interviews zur Euro-Krise taucht derzeit immer wieder ein gewisser Jean-Claude Juncker vor den Fernsehkameras auf, seines Zeichens Premier des kleinsten Flächenstaates der Erde, und überrascht mit geschliffener Rhetorik in der Sprache der Dichter und Denker. Man kann den feinen französischen Akzent vernehmen, aber Juncker fehlt keine einzige Vokabel, kein einziger umgangssprachlicher Ausdruck. Selbst beim Jonglieren mit den linguistischen Fallstricken Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ würde der luxemburgische Politiker eine erschreckend hohe Zahl deutscher Abiturienten ziemlich alt aussehen lassen.

Das Phänomen, sich scheinbar spielerisch leicht in der fremden Sprache durchs Leben zu bewegen, kann man im Nachbarland offenbar auf fast jede Alters- und Berufsgruppe herunterbrechen. So parliert auch Pascal Schumacher abwechslungsreich, flüssig und ohne Äh-Stakkatos über seine mittlerweile fünfte CD „Bang My Can“ (Enja/Soulfood): „Ich versuche, mich dauernd infrage zu stellen und Wiederholungen zu vermeiden. Gerade wenn man unterwegs ist und anderen Musikern, anderen Kulturen begegnet, dann färbt das automatisch auf einen ab.“ Schumacher, der in Belgien lebt, weiß genau, was er sagt und wie er sich und seine Musik ins rechte Licht rücken kann, ohne dabei als enervierender Lautsprecher wahrgenommen zu werden. Selbstbewusst, aber auch selbstkritisch reflektiert er sein Tun, bei dem er sich nicht mehr und nicht weniger vorgenommen hat, als das Vibrafon von überkommenen Klischees zu entkoppeln.

Klingt ambitioniert und ist tatsächlich ein verdammt harter Job. Denn gerade sein Instrument steht wie kaum ein anderes ziemlich festgenagelt in einer bestimmten Ecke. Wenige, aber gerade deshalb stilbildende Ikonen wie Lionel Hampton, Milt Jackson, Cal Tjader, Bobby Hutcherson oder Gary Burton haben dafür einen ganz bestimmten Sound manifestiert, den alle Nachgeborenen unweigerlich wie einen genetischen Code mit sich herumschleppen müssen: klingelnder Swing, perkussiver Bop, samtener Latin. Unter solchen Vorzeichen eine unverwechselbare Duftmarke zu kreieren, schien schlechterdings unmöglich. Bislang. „Es ist vor allem eine Generationsfrage“, führt Schumacher während seines Urlaubs im kroatischen Zadar diplomatisch in seine kleine Kulturrevolution ein. „Wenn Mr. Hampton heute leben würde, dann

klänge er mit Sicherheit anders als vor 70 Jahren. Weil ihn auch andere Musik umgeben würde.“ So macht der 32-jährige keinen Hehl daraus, dass er viel lieber Formationen wie Coldplay, Radiohead, Snow Patrol oder Travis hört und Steve Reich sowie John Adams, die Urväter der Minimal Music, verehrt. Außerdem umschiffte er die üblichen jazzakademischen Instanzen („Das ist schon mal 'ne echte Falle.“) und studierte klassische Perkussion. Als Resultat dieser etwas anderen Herangehensweise steht eine Wunderwelt voller gleißender Farben mit orchestralen Grundierungen, fluktuierenden Funk-Kleckschen, kräftigen Pop-Pinselstrichen und mystischen Trance-Schleiern. All das kommt zwar federleicht im Ohr des Hörers an, doch die raffinierten Facetten lassen das penible Wägen des Klangs sowie die kreative Dynamik des Quartetts um Schumacher, Franz von Chossy (Piano), Christophe Devisscher (Bass) sowie Jens Düppe (Drums) zu jeder Millisekunde erahnen.

Die Jungs kennen sich seit Langem, schätzen einander und genießen die gemeinsame Arbeit in vollen Zügen. „Keiner betrachtet das als Sideman-Job, zumal ich mich nicht als diktatorischer Bandleader verstehe“, betont Schumacher. Seine Aufgabe sei es, die Stücke so auszurichten, dass man sie jeden Abend in eine andere Richtung drehen könne. Das funktioniert deshalb so gut, weil die vier über die Jahre einen starken, homogenen Bandsound entwickeln konnten. „Egal, ob wir Tango, Blues, eine offene Nummer oder Bossa Nova spielen: Es trägt immer die Handschrift des PSQ.“ Um bei Abkürzungen zu bleiben: Ein Hauch e.s.t. ist auch dabei. Und sogar

Vergleiche mit dem legendären MJQ akzeptiert der eingefleischte Anti-Traditionalist Schumacher – wegen der Instrumentierung und des unkonventionellen Ansatzes: „Wir sind so was wie das Update des Modern Jazz Quartet.“ Der Bezug zur New Yorker Kultgruppe Bang On A Can lässt sich spätestens seit dem aktuellen Werk kaum leugnen. „Da bin ich ein Riesenfan von“, gesteht der Vibrafonist. „Irgendwann habe ich sie auf YouTube gesehen und gleich ein Stück geschrieben. Weil mir nichts Besseres einfiel, bekam es den Arbeitstitel ‚Bang My Can‘. Als wir die Platte aufnahmen und nach einem passenden Titel suchten, fiel uns auf, dass dieser Slogan richtungswiesend für unsere ganze Musik ist. Und er stellt eine Kontinuität zu unserer Vorgänger-CD ‚Here We Gong‘ her. Das ergibt eine Reihenfolge, die sich gut hintereinander sagen und spielen lässt. Eine logische Weiterentwicklung eben.“

Wer so denkt, der kann seinen persönlichen roten Faden sogar plausibel zu einem Projekt mit dem Rundfunkorchester des WDR (wieder so ein Code) weiterspinnen, in dem der Marlene-Dietrich-Stummfilm „Die Frau, nach der man sich sehnt“ von 1929 eine Untermalung durch sein Solo-Vibrafon erfährt. Aufnahmetermin soll im Februar 2012 sein. „Es macht mir großen Spaß, mit Frau Dietrich meinen Sommer zu verbringen“, kokettiert der Mann, der bei einem Interview während seiner jüngsten Australien-Tournee Hugh Grant oder Mickey Rourke als ideale Darsteller für den Film seines Lebens nannte. „Beide würden passen.“ Die Abenteuer eines Can Bangers. Fehlen nur noch die Bilder.